

W

ie, ihr wollt nicht nach Deutschland?



Entwicklungshilfe und korrupte Regierungen: Von beiden haben viele junge Afrikaner genug. Sie wollen eine andere Zukunft für sich und ihr Land. Ein Blick nach Kenia, wo ein neues Selbstbewusstsein wächst

Von Anja Bengelstorff
Fotos: Miguel Hahn / Jan-Christoph Hartung

Karl Marx hat sich in der Tür geirrt. Hinter dem Eisentor beginnt ein winziger Hof, auf dem Hühner mit ihren Schnäbeln grimmig den glatten Betonboden bearbeiten. Zwei Paar Männersocken baumeln von einer kurzen Leine. Fast eine Dorfidylle, dabei wohnt Leo Mutisya, 34, in einem der am dichtesten besiedelten Stadtteile Nairobis. Umoja ist ein Wald aus Wohnblocks, sagt er, dazwischen Staub. Die Metapher vom Wald benutzt er häufiger, seit er aus Deutschland zurück ist. Seine beiden Zimmer sind bis unters Blechdach vollgestopft mit Kleidung und Büchern. Ein Doppelbett, zwei gelbe Sofas. Zwei Brüder wohnen auch hier, sie schlafen auf den Sofas. „Wahrscheinlich gehöre ich zum Prekariat einer Mittelschicht, wie Marx sagen würde“, grinst Leo Mutisya. „Aber ich fühle mich überhaupt nicht so.“

Eine afrikanische Mittelschicht – diese Idee passt nicht zu den Bildern von Ebola-Opfern in den Straßen Liberias oder von Kalaschnikows in den Händen Halbwüchsiger im Sudan. Eine Definition dieser Mittelschicht bleibt umstritten, aber Fakt ist: Eine wachsende Zahl gut ausgebildeter Liberianer, Sudanesen und anderer Afrikaner versorgen als Ärzte und Pfleger Ebola-Kranke, investieren als Unternehmer in ihrer Heimat oder finden innovative IT-Lösungen für lokale Probleme – und widersprechen damit dem Klischee vom bedürftigen Opfer. Afrikaner, die finden, dass sie die Situation in ihrem Heimatland in die Verantwortung nimmt oder dass ihr Geburtsland und nicht das kalte Europa der Ort ist, an dem sie ihre Kinder aufziehen wollen. Und die das dank beruflicher Perspektiven inzwischen auch können. Die keine rettenden Helfer mehr wollen aus aller Welt, sondern Partner.

Leo Mutisya ist so ein Afrikaner. Die Hühner gehören seiner Vermieterin. Sie betreibt einen kleinen Kiosk direkt hinter seiner Schlafzimmerwand; frische Milch, Brot, Kekse, Waspulver-Tütchen, Streichhölzer. Morgens um sechs wecken ihn ihr Radio und ihre Gespräche mit den Nachbarinnen, gedankenlos hingeworfene Sätze über diesen oder jenen Nachbarn, der zweifellos nutzlos ist, weil er dieser oder jener Volksgruppe angehört. Gerede, das seit dem ethnisch aufgeheizten, gewaltsamen Ausgang der Wahlen 2007 viel seltener geflüstert als offen ausgesprochen wird. Es ist Zündstoff, der Leo Mutisya um den Verstand bringt. Das sechste von neun Kindern eines Grundschullehrer-Ehepaars im agrarischen Osten Kenias ist kein Flüsterer. Im Gymnasium verlangte er öffentlich, in ein Lied verpackt, von der Schulleitung lange Hosen für alle

Schüler. Den Jungen waren das ganze Jahr über nur kurze Hosen erlaubt, und sie froren. Leo flog von der Schule.

Nach seinem Bachelor-Studium zog er für eine lokale NGO übers Land und klärte die Leute über eine neue Verfassung auf, die 2010 zur Abstimmung stand. Was ist eine Nation? Was ist die Rolle eines Präsidenten? Wie leben wir miteinander und mit unseren Unterschieden? Gerade erst ist er aus Deutschland zurückgekommen, nach fast drei Jahren, mit einem Master-Abschluss der Universität Osnabrück und einem neuen Blick für Bäume. „In Europa hat man ein leichtes Leben. Da wartet überall ein Bus auf dich, und man findet immer irgendeinen Job, der ein Auskommen bietet.“ Er macht eine Pause. „Ich bin überzeugt, dass Afrika das Potenzial hat, eines Tages dort zu sein, wo Europa heute ist. Deswegen bin ich zurückgekommen: Ich will eine Rolle dabei spielen.“ Mit einem dichten sozialen Netz, einer soliden Ausbildung und Arbeitserfahrung als Basis sucht er nun langfristig nach einer Führungsposition, für den Einstieg auch nach Beraterjobs. Dafür sind 1.500 Euro Einkommen im Monat möglich – in Kenia weit entfernt von Marx' Prekariat.

Unverblümt kritisiert Leo Regierung und Geberländer: „Die Regierung zieht Steuern ein, von denen ein Teil in privaten Taschen verschwindet. Dann ist es doch unmoralisch, Geld von Gubern anzunehmen. Vor allem sollten die Geber die Regierung zur Verantwortlichkeit zwingen. Viele reden vom neuen afrikanischen Selbstbewusstsein, aber es ist nichts Besonderes, Afrikaner zu sein, solange wir unsere Armen nicht selbst ernähren, unsere Bodenschätze nicht selbst verarbeiten und unsere Ökonomien nicht zum Vorteil aller funktionieren lassen. Wer den Schuh trägt, weiß am besten, wo er drückt. Deshalb bin ich dafür besser geeignet als ein Ausländer.“

Während viele westliche Länder schwächeln, wächst Afrikas Wirtschaft, im Durchschnitt um fünf Prozent pro Jahr. In Ostafrika ist Kenia der ökonomische Motor der Region. Banken und andere Dienstleister boomen, in Kenia wurden vor kurzem Öl und seltene Minerale entdeckt. Die Staus in der Hauptstadt Nairobi wachsen so schnell wie die Wohntürme, vor denen Land Rover, Toyotas und Mercedes parken. Soziale Medien sind voll von Yoga- und Wellness-Angeboten. Im Januar fand zum zweiten Mal die Nairobi Restaurant Week statt.

Es ist Geld in der Stadt, aber es war nie ungerechter verteilt als heute: Noch immer lebt die Mehrheit der Bevölkerung, von der Regierung übergangen, von der Hand in den Mund. Von ihnen hat fast jeder ein Handy, aber kaum jemand

**VIELE JUNGE AFRIKANER
SIND DER KLAGEN IHRER
ELTERN MÜDE UND WOLLEN
IHNEN BEWEISEN, DASS
MAN AUCH IN IHRER HEIMAT
GUT LEBEN KANN**



Nairobi ist eine der teuersten Städte des Kontinents. Es ist Geld in der Stadt, aber es war nie ungerechter verteilt



eine Krankenversicherung. Dabei ist Nairobi eine der teuersten Städte des Kontinents. Die Anzahl gut bezahlter Jobs korrespondiert mit der Nachfrage nach Grundstücken: Wer zu Geld kommt, muss sofort in Rücklagen investieren, denn der Aufschwung kommt mit befristeten Arbeitsverträgen.

Auch Alice Amayo baut sich ein Häuschen außerhalb der Stadt. Die 38-Jährige arbeitet für die Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ). Ein begehrter Job. Sie entwirft in der Landwirtschaftsabteilung Weiterbildungsprogramme für die Regierung und Kommunen. „Wir können nicht davon sprechen, dass Afrika boomt, und die Landwirtschaft vergessen“, findet sie. „Wir sind immer noch ein Agrarland.“

Als Alice Amayo sich am letzten Tag ihres Master-Studiums in „Development Management“ an der Ruhr-Uni Bochum bei der Ausländerbehörde abmeldete, war die Sachbearbeiterin sprachlos: Ob sie denn nicht in Deutschland bleiben wolle? Ein Gesetz verlängert die Aufenthaltsberechtigung für Absolventen deutscher Universitäten bis zu einem Jahr. Was sie hier gelernt habe, würde den Deutschen nicht viel nützen, habe sie der Frau geantwortet, dafür aber dort, wo sie herkomme. Am nächsten Tag saß sie im Flugzeug nach Nairobi.

Für die Konrad-Adenauer-Stiftung in Kenia hatte Alice Amayo ihren Landsleuten erklärt, wie sie bei der Verteilung öffentlicher Gelder mitbestimmen können. „Diese Arbeit hat mich ungemein befriedigt“, sagt sie mit der Ausgeglichenheit jener Menschen, die ihren Platz gefunden haben. „Jeder Mensch hat doch das Bedürfnis, mehr als ein kleiner Fleck im Universum zu sein. Ich konnte sehen, wie die Leute anfangen, Mitsprache einzufordern. Das ist die Herausforderung, der ich mich als Afrikanerin gestellt habe.“

Der freie Fotograf Allan Gichigi stand vor einer ganz besonderen Herausforderung: seiner Oma. Noch vor der Unabhängigkeit Kenias 1963 war sie als Krankenschwester nach Großbritannien ausgewandert und lässt seitdem kein gutes Haar an ihrem Geburtsland. Als der 32-Jährige in Canterbury Filmproduktion studierte, wurde er der Klagen seiner Oma allmählich müde: „Ich wollte ihr das Gegenteil beweisen, nämlich dass man sehr gut in Kenia leben kann. Außerdem hatte ich dieses Patriotismus-Ding laufen: Ich wollte einfach nicht, dass die Leute aus Kenia abhauen. Auch wenn ich nicht wusste, wie, ich wollte Kenia besser machen.“

In Großbritannien, findet Allan, sei er einer von vielen. In Kenia habe er die Chance, als Fotograf und Filmer erfolgreich zu sein. Seine Kundschaft besteht jeweils zur Hälfte aus

Achtung: Der nächste Text
ist nichts für schwache Nerven

Firmen und NGOs, „aber die Nachfrage kenianischer Firmen nach lokalem Inhalt von lokalen Anbietern nimmt stark zu.“ Auftraggeber erkennen die wachsende Professionalisierung in Kenia. Seit vier Jahren ist Allan nun selbständig. „Ich konnte bisher immer meine Miete zahlen.“ Im Durchschnitt verdient er umgerechnet 1.000 Euro im Monat nach Steuern, er hat eine Krankenversicherung, ein Auto, ein Motorrad und ein Rennrad. Im Juli wird er zum ersten Mal Vater.

Braucht Kenia keine Unterstützung mehr von außen? Laut OECD hat Kenia in den Jahren 2012 und 2013 mit circa zwei Milliarden Dollar die meiste Entwicklungshilfe in Afrika erhalten. „Die Regierung nimmt eine Menge Steuergelder ein“, sagt Alice Amayo. „Wenn die richtig gemanagt würden, wären keine Hilfgelder nötig.“ Was sie nicht direkt sagt: wenn Gelder nicht durch Korruption verschwinden würden. „In der heutigen Zeit brauchen wir eher Expertenwissen und Fähigkeiten. Aber die westliche Hilfsindustrie und Afrika nutzen sich gegenseitig. Wir würden uns etwas vormachen, wenn wir das leugneten.“

Noch deutlichere Worte findet Yvonne Owuor. 20 Meter neben dem Bungalow auf dem Grundstück ihrer Mutter in Nairobi wächst eine „Monstrosität“, wie sie es nennt, ein Wohnblock im Rohbau, von dessen geländerlosen Balkonen die Bauarbeiter untätig herunterschauen. Im Wohnzimmer serviert Yvonne Tee, Kenias Nationalgetränk. Sie sagt: „Wir brauchen keine großmütigen Gesten. Wir brauchen keine Retter, und wir brauchen keinen Messias. Unsere Generation hat es satt, die Rolle des ewigen Bettlers zu spielen.“ Vor Jahren hatte sich Yvonne Owuor, mädchenhaft mit 46, für eine Laufbahn in der Entwicklungshilfe entschieden: „Ich wollte die Welt verändern“, schüttelt sie heute den Kopf, „wie naiv.“ Ihr Traum zerbrach, als sie eine Gruppe von Korbflechterinnen in Ghana als Idee ihres Arbeitgebers verkaufen sollte. Die Frauen flochten die Körbe seit Generationen.

Sie begann zu schreiben, ihre erste Kurzgeschichte gewann den wichtigsten Preis dieser Kategorie in Afrika. Ihr Debütroman „Dust“, 2013 erschienen, gefeiert in der „New York Times“ und der „Washington Post“, wurde für den Folio-Preis

für englischsprachige Literatur aus aller Welt nominiert. Bei Ted-Talks im Januar diskutierte sie Perspektiven für ihren widersprüchlichen Kontinent. Kenia ist ihre Basis, ihr Refugium.

Bettler will ihre Generation genauso wenig für fremde Regierungen wie für die eigene sein, macht die Autorin klar. Als Generationsabscheu beschreibt sie die Haltung ihrer Altersgruppe gegenüber einer ineffizienten Regierung: „Wir wollen uns distanzieren von dem korrupten, widerlichen Archetyp, den das Regime repräsentiert, von diesen Hyänen, die alles verschlingen. Was bedeutet Afrika für Afrika? Das sollte uns zuerst interessieren, bevor wir uns fragen, was Afrika für die Welt bedeutet.“ Das neue afrikanische Selbstbewusstsein einer neuen, selbstbestimmten, gerechteren Führungsgeneration?

Nicht ganz: Yvonne Mutter Mary, 73, gehörte als Gymnasiallehrerin zur schwarzen Elite Kenias: Kurz vor der Unabhängigkeit des Landes ging sie zum Studium in die USA, um nach ihrer Rückkehr das Land mit aufzubauen. Entwicklungshilfe schaffe Abhängigkeit und Korruption, das war schon immer ihre Haltung. „Aber lasst die Europäer herkommen. Wir sind alle Teil der globalen Gesellschaft. Wir brauchen ihre Fertigkeiten.“ Sie will in einem Land leben, in dem die Menschen wissensdurstig sind und nicht borniert und arrogant, wie sie es in den USA erlebt hat. „Dort dachten manche, Kenia sei eine Stadt in Südafrika.“



Viele junge Kenianer verdienen zumindest so gut, dass sie sich einen gewissen Wohlstand leisten können